

2 Grundlagen der Konstruktionsgrammatik

Die Konstruktionsgrammatik (KxG) entwickelte sich zunächst im englischsprachigen Raum als Alternative zu generativen Grammatiken und wurde vom Englischen ausgehend sukzessive auf weitere Einzelsprachen als Gegenstand ausgedehnt. Den Startschuss für die KxG als eigenständiges Grammatikmodell bildete die Arbeit von Fillmore, Kay & O'Connor (1988), die erstmals Konstruktionen ins Zentrum des linguistischen Interesses rückte, anstatt ihre Existenz bloß zu postulieren (vgl. Ziem & Lasch 2013: 34). Mittlerweile lässt sich die KxG allerdings weniger als einheitliches Modell beschreiben, sondern vielmehr als Verbund von Strömungen, die sich in ihren Grundprämissen, ihrem Erkenntnisinteresse und ihrer Methodik zum Teil stark unterscheiden, in einigen Prinzipien aber zugleich weitgehend übereinstimmen. Diese Gemeinsamkeiten seien im Folgenden zunächst grob umrissen, bevor drei spezifische, gebrauchsbasierte Modelle näher beschrieben werden, auf die sich die nachfolgende Analyse stützt: die *Cognitive Construction Grammar* (CCxG), die *Cognitive Grammar* (CG) und die *Radical Construction Grammar* (RCxG). Die CCG stellt dabei insbesondere für die zentralen Fragestellungen im Analyseteil der Arbeit einen wichtigen Bezugspunkt dar, indem sie den Fokus auf statistisch motivierte Entscheidungsprozesse legt, die im Sprachgebrauch zwischen mehreren ähnlichen Konstruktionen getroffen werden müssen (etwa für *weil* vs. *da*). Die CG liefert dagegen für das zu entwickelnde Konnektorenmodell und die Interpretation der Ergebnisse die theoretische Grundlage, da sie einen holistischen, dynamischen Blick auf Sprachgebräuche erlaubt und statt eines bloßen Aufaddierens von Frequenzen die zugrundeliegenden mentalen Konstellationen in den Blick nimmt, die an der Sprachoberfläche zu überlappenden Kategorien führen können. Die RCxG bildet schlussendlich das methodische Vorbild, indem sie am konsequentesten den empirischen Anspruch umsetzt, den die meisten Modelle nur theoretisch für sich beanspruchen, nämlich nur tatsächlich realisierte Strukturen zu analysieren und jede grammatische Abstraktion aus authentischen Belegen abzuleiten.

Weitere Richtungen der KxG werden anschließend in Abgrenzung zu diesen benannt, jedoch nicht in die weitere Theoriebildung integriert. Von dieser Überblicksdarstellung ausgehend stehen im nächsten Schritt kognitive Grundmechanismen im Fokus, die Ankerpunkte der KxG darstellen und häufig herangezogen werden, um ihre psychologische Realität zu untermauern: *Entrenchment*, Salienz (im Zusammenspiel mit Frequenz) sowie *Statistical Preemption* und deren Auswirkungen auf konkrete korpuslinguistische Analysen.

2.1 Geteilte Prämissen und Grundbegriffe

Grundlegend für alle Varianten der KxG ist das Konzept der *Konstruktion* als konventionalisiertes Paar aus linguistischer Form (unterschiedlichen Abstraktionsgrades) und Bedeutung bzw. kommunikativer Funktion. Konstruktionen können dabei alle Ebenen des Sprachsystems umfassen, von Morphemen über Lexeme und Phraseologismen bis hin zu Sätzen bzw. syntaktischen Strukturen (und in einigen Ansätzen darüber hinaus zu Texten, Registern und Diskursen, vgl. Abschnitt 3.1.2).² In Abgrenzung von herkömmlichen generativen Modellen überwindet die KxG somit die strikte Trennung des Sprachsystems in unabhängige Module wie ‚Lexikon‘ vs. ‚Grammatik‘ (‚Wörter‘ vs. ‚Regeln‘) zugunsten eines Kontinuums von konkreten, vollspezifizierten Einheiten (lexikalischer Pol) auf der einen Seite zu abstrakten, schematischen Einheiten auf der anderen (syntaktischer Pol): „There are hundreds of grammatical constructions, thousands of idioms and conventional phrases, and tens of thousands of words“ (Goldberg 2019: 145), die allesamt zu den Konstruktionen zählen; „it’s constructions all the way down“ (Goldberg 2006: 18).

Alle Einheiten innerhalb dieses Kontinuums sind, so die Annahme, mithilfe desselben Beschreibungsinventars analysierbar und werden mithilfe derselben kognitiven Mechanismen erworben. Grammatisches Wissen wird also nicht als angeboren betrachtet, sondern als sozial gefestigt und gelernt. Die KxG lehnt Modularität nicht nur innerhalb des Sprachsystems ab, sondern innerhalb der menschlichen Kognition überhaupt, indem sie Sprache nicht als abgeschlossenes Areal oder ‚Organ‘ begreift, sondern als mit außersprachlichem Wissen sowie allen perzeptiven und motorischen Modi menschlicher Erfahrung vernetzt.³ Konstruktionen sind zwar im Sinne de Saussures arbiträre Zeichen – nicht vollständig arbiträr ist jedoch, wie sie ineinander eingebettet werden können und untereinander verknüpft sind. Letztere Eigenschaften sind in einem strukturierten, systematisch beschreibbaren Inventar gespeichert, dem *Konstruktikon*, „our network of interrelated knowledge of language“ (Goldberg 2019: 145), innerhalb dessen Verbindungen zwischen formal, semantisch und funktional verwandten Konstruktionen bestehen (sowie Verbindungen, die aus dem Bereich des Sprachlichen herausreichen).

Konstruktionen können sowohl aus festen lexikalischen Elementen bestehen (*Konstruktions-evozierenden Elementen*, KEE) als auch aus Leerstellen (*Konstruk-*

² Überblicksdarstellungen finden sich beispielsweise in Fischer & Stefanowitsch (2006a), Ziem & Lasch (2013), Goldberg (2013, 2019).

³ Dies schließt nicht aus, dass bestimmte Fähigkeiten angeboren (und spezifisch menschlich) sind, die zum Spracherwerb nötig sind – diese müssen jedoch nicht exklusiv sprachlichen Zwecken dienen, sondern können auch in anderen Erfahrungsbereichen z. B. zur Kategorisierung oder zum Erlernen von Handlungsmustern genutzt werden (Langacker 2013: 8).

tionselementen, KE oder *Slots*). Letztere werden erst in konkreten Äußerungen mit anderen Lexemen bzw. Konstruktionen (*Fillern*) besetzt, denen sie bestimmte Rollen zuweisen und an die sie bestimmte Anforderungen stellen bzw. die bestimmten formalen und inhaltlichen Restriktionen unterliegen. Die Einbettung einer Konstruktion in eine andere ist also nur dann möglich, wenn ihre Bedeutungs- und Formseiten miteinander kompatibel sind (wenn die Form des *Fillers* einem *Slot* der einbettenden Konstruktion entspricht und die kombinierte Bedeutung mit dem Welt- und Kontextwissen vereinbar ist). Werden Konstruktionen im Sprachgebrauch ineinander eingebettet, so ‚vererbt‘ die einbettende Konstruktion ihre semantischen Eigenschaften an das realisierte Konstrukt (das sich zu einer ‚Tochterkonstruktion‘ verfestigen kann). Bei Konstruktionen, deren Bedeutungsseiten ‚normalerweise‘ (in ihrer Verwendung in prototypischen Kontexten) nicht vereinbar sind, wird eine passende Lesart über Implikaturen erzwungen (*Coercion*) – ist dies nicht möglich, so wird der Satz als ungrammatisch wahrgenommen (vgl. Welke 2019: 229 f.). Das an Goldberg (1995: 29) angelehnte Beispiel (1) lässt sich etwa problemlos interpretieren, obwohl das Verb *niesen* normalerweise kein Präpositionalobjekt fordert, hier aber durch die Konstruktion (CAUSED_MOTION) direktional umgedeutet wird.⁴

(1) Sie nieste das Taschentuch vom Tisch.

Beispiel (2) ist in den meisten Kontexten mit dem Weltwissen schwierig zu vereinbaren, (3) mit den formalen Anforderungen der Konstruktion (dem hier obligatorischen Artikel im Deutschen) – für beide lassen sich jedoch rasch Kontexte konstruieren, wenn die Elemente aus ihrer prototypischen Referenz herausgelöst werden, etwa ein sehr leichtes Papierauto in einem Spiel (2) oder ein personifiziertes Wesen namens *Taschentuch* (3), für dessen Benennung eine Konstruktion ohne Artikel-*Slot* dient. Ob sie als akzeptabel wahrgenommen werden und ob ihre Realisierung in dieser Form wahrscheinlich ist, entscheidet also der Kontext.

(2) ?Sie nieste das Auto auf die Straße.

(3) ?Sie nieste Taschentuch vom Tisch.

Auf der Bedeutungsseite verwischen diese Prämissen die traditionelle Trennung von Semantik, Pragmatik und Informationsstruktur, wobei dieser Aspekt in vielen

⁴ Das Beispiel ist für die KxG so zentral, dass Bergs (2008: 271) es später als ironischen Aufhänger für einen kritischen Aufsatz wählte: „Can we take Construction Grammar beyond sneezing napkins off tables?“ (vgl. Abschnitt 3.1.2).

Strömungen der KxG zwar schon früh benannt wurde, aber noch nicht konsequent in die Analysen eingegangen ist (vgl. Abschnitt 3.3). Die meisten Ansätze der KxG nehmen für Kategorisierungen innerhalb dieser Domänen an, dass sie nicht auf strikt voneinander abgrenzbaren notwendigen und hinreichenden Merkmalen basieren, sondern prototypisch organisiert sind und aus Generalisierungen über einzelne Exemplare bzw. Erfahrungen hervorgehen. Damit unterliegen sie keinen objektiven Wahrheitsbedingungen, sondern sind stets kontextuell gebunden und abhängig von „speakers’ ,construals’ of situations“ (Goldberg 2013: 16).⁵ Semantisch verwandte Konstruktionen sind dabei niemals vollständig synonym, dem Prinzip der *No Synonymy* (Goldberg 1995: 3) entsprechend, das wiederum auf der folgenden Annahme beruht: „[F]ormal distinctions are useful to the extent that they convey semantic or pragmatic (including information theoretic) distinctions“ (Goldberg 2013: 16). Ebenso wenig ist formale Verwandtschaft auf syntaktischer Ebene als Derivation oder Transformation eines Musters in ein anderes zu verstehen; leere Kategorien und nicht-manifeste Prozesse werden in den meisten Richtungen der KxG abgelehnt. Semantik und Pragmatik werden stattdessen direkt mit der sprachlichen Oberflächenstruktur assoziiert, „[w]hat you see is what you get“ (Fillmore 2013: 112).⁶

In den Anfängen der KxG wurden Konstruktionen in erster Linie unter idiomatischen Gesichtspunkten behandelt. So heißt es etwa bei Fillmore, Kay & O’Connor (1988: 504, Herv. MR): „[A]n idiomatic expression or construction is something a language user could fail to know while knowing everything else in the language“ oder bei Fillmore (1988: 36, Herv. MR): „By *grammatical construction* we mean any syntactic pattern which is assigned one or more *conventional functions* in a language, together with whatever is linguistically *conventionalized* about its contribution to the meaning or the use of structures containing it“. Konstruktionen waren somit zunächst lediglich Strukturen, deren Bedeutung nicht kompositionell aus einem Set von Regeln und Wörtern ableitbar ist. Diesem Prinzip der Nichtkompositionalität folgt auch die vielzitierte Definition von Goldberg (1995: 4),⁷ die sie jedoch später (Goldberg 2006: 5, Herv. MR) um einen entscheidenden Zusatz erweitert:

⁵ Vgl. zu diesen *construals* Abschnitt 3.3.2.

⁶ Eine Ausnahme hiervon stellt der neuere Ansatz von Welke (2019) dar, der (teilweise implizit) von Hintergrundstrukturen oder Perspektivierungen ausgeht, die auf der sprachlichen Oberfläche nicht sichtbar sind (vgl. hierzu Abschnitt 3.1.1) – er zeigt sich außerdem skeptisch gegenüber der Situierung sprachlichen Wissens in allgemeinen Wissens- und Erfahrungsbeständen und plädiert für eine grundsätzliche Beibehaltung der Trennung zwischen sprachlicher und übriger Kognition.

⁷ „Phrasal patterns are considered constructions if something about their form or meaning is not strictly predictable from the properties of their component parts or from other constructions.“

Any linguistic pattern is recognized as a construction as long as some aspect of its form or function is not strictly predictable from its component parts or from other constructions recognized to exist. In addition, patterns are stored as constructions *even if they are fully predictable as long as they occur with sufficient frequency*.

Diese Erweiterung bezeichnet sie allerdings später selbst als „nonsensical, since ‚sufficient frequency‘ cannot involve some number, n , unless speakers retain some memory trace of an instance that has occurred with a frequency of $n-1$ so that the frequency can be increased upon subsequent exposure“ (Goldberg 2019: 54). Die Trennung in fest abgespeicherte Konstruktionen im Langzeitgedächtnis und (Gedächtnisspuren von) deren Instanziierungen in konkreten Äußerungen (*Konstrukten*) im Kurzzeitgedächtnis wird damit obsolet bzw. gewinnt einen graduellen Charakter.

Unterschiede im Konstruktionsbegriff konstruktionsgrammatischer Ansätze finden sich in Bezug auf die eben skizzierte Rolle der Kompositionalität, die Reichweite der Bedeutungsseite, die Annahme von Polysemie und den Abstraktionsgrad. Daneben bestehen Unterschiede in der Relevantsetzung kognitiver Mechanismen, mit denen Konstruktionen in Beziehung stehen, der Notwendigkeit der Unterscheidung in Kerngrammatik und Peripherie sowie in den Fragen, ob die KxG eine generative Grammatik ist (bzw. sein sollte), ob die Analysen größtmögliche psychologische Realität anstreben, ob ein universelles Inventar von Konstruktionen angenommen wird und wie hoch der Grad der Formalisierung sein sollte (vgl. Fischer & Stefanowitsch 2006b: 8–12). Auf diese Unterschiede ist in den folgenden Abschnitten näher einzugehen.

2.2 Gebrauchsbasierte Modelle

In dieser Arbeit knüpfe ich in erster Linie an die Perspektiven und Methoden sog. gebrauchsbasierter (*usage-based*) Ansätze der KxG an. Diese Ansätze eint die Annahme, dass sich Sprache erschöpfend anhand des konkreten Sprachgebrauchs beschreiben lässt, da auch das sprachliche Wissen innerhalb der Sprachgemeinschaft einzig aus diesem abgeleitet ist: „[E]xperience with language creates and impacts the cognitive representations for language [...]. Thus, grammar can be viewed as the cognitive organization of one’s experience with language“ (Bybee 2013: 49). Dieses sprachliche Wissen beinhaltet einzelne sprachliche Items sowie aus diesen abgeleitete Generalisierungen bzw. Kategorisierungen variierender Spezifität (vgl. Goldberg 2013: 15f.). Die Deskription wird hier in den Vordergrund gestellt und einer größtmöglichen Formalisierung vorgezogen. Oberstes Ziel ist die Beschreibung einzelner sprachlicher Phänomene, nicht deren einheitliche Notation im Sinn einer generativen Grammatik. Grundsätzlich kann dabei

jeder Aspekt und jedes Element des Sprachgebrauchs Gegenstand von Beschreibungen werden, womit die Trennung in Kerngrammatik und Peripherie zugunsten einer holistischen Sprachgebrauchsgrammatik aufgehoben wird. Das Label *gebrauchsbasiert* ist jedoch insofern irreführend, als nicht alle Ansätze innerhalb dieses Paradigmas tatsächlich ausschließlich an authentischen Sprachdaten arbeiten; auch hier stellen vielfach konstruierte Beispiele und selbstgetroffene Grammatikalitätsurteile die Basis der Analysen. Der Sprachgebrauch ist somit in erster Linie theoretisches, nicht immer aber methodisches Zentrum. Diese Arbeit folgt in theoretischer Hinsicht insbesondere drei gebrauchsbasierten Ansätzen, die im Folgenden kritisch skizziert werden: der *Cognitive Construction Grammar* (CCxG), der *Cognitive Grammar* (CG) und der *Radical Construction Grammar* (RCxG).

2.2.1 *Cognitive Construction Grammar*: Kollisionen von Konstruktionen

Die *Cognitive Construction Grammar* (CCxG) ist eng mit den Namen Adele Goldberg und George Lakoff verknüpft, ausgehend von Lakoffs (1987) Fallstudie zu *there*-Konstruktionen und Goldbergs (1995) Analyse von Argumentstrukturkonstruktionen. Oberstes Ziel der CCxG ist eine adäquate Beschreibung nicht nur sprachlicher Oberflächenstrukturen, sondern vor allem der kognitiven Mechanismen, die zu deren Herausbildung und Stabilisierung führen, unter besonderer Berücksichtigung der psychologischen Realität von Lernprozessen. Das Element des *Gelerntseins* steht insbesondere bei Goldberg im Fokus, die sprachliche Zeichen auf allen grammatischen Ebenen als „learned pairings of form with semantic or discourse function“ (Goldberg 2006: 5) begreift. Als Indikatoren für die mentale Verfestigung sprachlicher Strukturen (und damit deren Status als Konstruktion) gelten in der CCxG die Produktivität, die Frequenz sowie die kognitive Motiviertheit, etwa über metaphorische Übertragungen oder semantische Verwandtschaft. Frühe Arbeiten der CCxG waren in erster Linie darum bemüht, die bedeutungsseitige Nichtkompositionalität einzelner Strukturen und damit die Existenz und Relevanz von Konstruktionen nachzuweisen; methodische Grundlage waren dabei meist lose Belegsammlungen oder introspektiv konstruierte Beispielsätze (vgl. Ziem & Lasch 2013: 40 f.). Inzwischen wurde jedoch sowohl der Konstruktionsbegriff weiterentwickelt zum Konzept emergenter, überlappender Cluster unterschiedlichen Verfestigungsgrades (Goldberg 2019: 7) als auch die Methodik in Richtung korpuslinguistischer, sprachvergleichender sowie experimentell-psycholinguistischer Verfahren erweitert, um insbesondere Spracherwerbsprozesse und die mentale Repräsentation sprachlicher Zeichen empirisch zu untersuchen (vgl. Abschnitt 2.3).

Der Fokus der CCxG liegt auf Verben (bzw. Konstruktionen mit verbalem *Slot*), deren lexikalische Einträge bestimmte (frame-)semantische Rollen enthal-

ten. Bei der Einbettung eines Verbs in eine Konstruktion werden dessen sprachlich realisierte Rollen mit den Rollen fusioniert, die die jeweilige Konstruktion bereitstellt bzw. evoziert. So stellt etwa eine TRANSFER-Konstruktion die Rollen AGENS, REZIPIENT und THEMA bereit, die sich beispielsweise gut mit den durch das Verb *geben* evozierten Rollen vereinbaren lassen. Bei einem Verb wie *anzünden* fehlt dagegen der REZIPIENT zunächst, kann aber problemlos ergänzt werden, wohingegen dies bei Verben wie *wohnen* kaum möglich ist. Die Einbettung ist also nur dann möglich, wenn die verbspezifischen Rollen nicht mit denen der einbettenden Konstruktion in Konflikt stehen (vgl. Boas 2013a: 237).⁸

Ein weiterer Faktor, der Einbettungen erleichtern oder erschweren kann, ist die Existenz mehrerer alternativer, einander ähnlicher Konstruktionen, die in der Sprachproduktion aktiviert werden und miteinander konkurrieren (z. B. *ich sende dir den Brief* vs. *ich sende den Brief an dich*). Die im jeweiligen Kontext formal, semantisch und funktional passendste Konstruktion (oder Kombination von Konstruktionen) ‚gewinnt‘ diesen Wettbewerb – jedes Ergebnis eines solchen Prozesses wird im Gedächtnis gespeichert und mit älteren Informationen vernetzt, allerdings nicht als exaktes Abbild sondern „partially abstract (‚lossy‘)“ und nur für eine gewisse Zeit (Goldberg 2019: 6). Je häufiger sich aber dieselbe Konstruktion (oder Kombination) durchsetzt, desto stärker und langlebiger werden diese Gedächtnisspuren (*Entrenchment*, vgl. Abschnitt 2.3.1), was wiederum zurückwirkt auf das Aktivierungspotential der betreffenden Struktur: Sie wird leichter abrufbar und stärker mit dem betreffenden Kontext assoziiert. Sie wird also in Zukunft in ähnlichen Situationen noch häufiger als ‚Siegerin‘ hervorgehen und die ‚Konkurrentinnen‘ schwächen (die sich jedoch weiterhin in anderen Kontexten profilieren können).⁹ Konstruktionen entsprechen in der CCxG letztlich Clustern solcher Gedächtnisspuren, die auf Basis ähnlicher Formen, Funktionen und kontextueller Dimensionen mit einem kognitiven „high-(hyper!) dimensional conceptual space“ (Goldberg 2019: 7) abgestimmt werden und zusammengekommen das *Konstruktikon* bilden. Form und Funktion sind gleichwertige Bestandteile dieser Cluster, ausgehend von der Beobachtung „that constructions are highly valuable both in predicting meaning, given the form, and in predicting form, given the message to be conveyed“ (Goldberg 2006: 228). Dabei ist nicht nur die Produktion der Sprecherin¹⁰ entscheidend für den Aufbau solcher Repräsentationen,

⁸ Diese Annahme gilt nicht nur für Verben, sondern generell für die Einbettung von Konstruktionen ineinander – tatsächlich konzentrieren sich jedoch bislang die meisten Analysen der CCxG auf verbhaltige Strukturen.

⁹ Derlei Prozesse und deren empirische Bestätigung werden in Abschnitt 2.3.3 näher beschrieben.

¹⁰ Zur Disambiguierung gehe ich, sofern es um die abstrakte Rolle von Sprachproduzierenden und –Rezipierenden losgelöst von (mir bekannten) konkreten Personen geht, von einer femini-

sondern auch die Erwartungen des Hörers, die sich kontextuell aufbauen und die Verarbeitung von Konstruktionen erleichtern, die möglichst gut zu den Erwartungen passen: „During comprehension, mismatches between what is expected and what is witnessed fine-tune our network of learned constructions via Error-driven learning“ (Goldberg 2019: 6).¹¹

Die formale Notation der CCxG geht von drei Ebenen aus: erstens der konkreten sprachlichen Realisierung bzw. Instanziierung in Form eines Beispielsatzes, zweitens einer semantischen Ebene, auf der (frame-)semantische Informationen und Rollen angegeben werden sowie einer syntaktischen Ebene, auf der die formalen Anforderungen der Konstruktion spezifiziert sind, wie Beispiel (4) (nach Goldberg 2006: 123) zeigt. Die Darstellung ist allerdings in erster Linie praktisch motiviert und nicht für jede Ebene strikt formalisiert (vgl. Fischer & Stefanowitsch 2006b: 14).

(4) CAUSED-MOTION construction:

CAUSE-MOVE	(cause	theme	path)
V	Subj	Obj	Obl ¹²
<i>drove</i>	<i>she</i>	<i>the box</i>	<i>to Missouri</i>
<i>She drove the box to Missouri.</i>			

Diese fehlende Formalisierung führt mitunter zu Ungenauigkeiten, insbesondere auf der syntaktischen Ebene: Ziem & Lasch (2013: 118) kritisieren, „dass Goldberg nicht genau zwischen formalen und funktionalen Beschreibungen differenziert“, indem sie syntaktische Funktionen in der formalen Beschreibung sprachlicher Einheiten auszeichnet. Dies ist auch in (4) zu sehen, wo funktionale Kategorien wie ‚Subjekt‘ neben Wortarten wie ‚Verb‘ verwendet werden und implizit als gegeben gesetzt werden, ohne sie näher zu spezifizieren. So erfolgt auch die Bezeichnung der analysierten Konstruktionen wahlweise nach syntaktischen Funktionen („Double-object construction“), einzelnen formal realisierten Elementen innerhalb der Konstruktion („Way construction“), semantischen Charakteristika („Caused-motion

nen Sprecherin und einem maskulinen Hörer aus. Diese abstrakten Rollen beziehen sich dabei auch auf Schreibende und schriftlich Adressierte bzw. Lesende.

¹¹ Die hier dargestellten Annahmen entsprechen den sechs Prinzipien, die Goldberg (2019: 6) unter der Formel „CENCE ME“ zusammenfasst. Die taben lassen sich aufschlüsseln in: Constructions (overlapping, emergent clusters of representation), Expressiveness, New (information related to old information), Competition, Efficiency, Memory (vast but imperfect), Error-driven learning.

¹² V: Verb, Subj: Subject, Obj: Object, Obl: locative Object.

construction“) oder auch einer Mischung dieser Ebenen („Intransitive motion construction“) (Goldberg 2019: 35).

Mit Blick auf den neueren Konstruktionsbegriff, der nicht nur formale und semantische, sondern auch kontextuelle Merkmale umfasst, fällt zudem auf, dass letztere Ebene hier vollständig fehlt – dies zieht sich allerdings durch die meisten konstruktionsgrammatischen Ansätze, sobald es um konkrete Analysen geht (vgl. Abschnitt 3.4). Boas (2013a: 237) kritisiert außerdem die meist recht spärliche framesemantische Information innerhalb des Schemas, die häufig zu Übergeneralisierungen der beschriebenen Konstruktionen führe; er plädiert für eine detailliertere Berücksichtigung individueller Verbbedeutungen als „mini-constructions with their own frame-semantic, pragmatic, and syntactic specifications whenever abstract meaningful constructions overgenerate“. Dem lässt sich entgegenhalten, dass das Strukturschema nicht generativ-grammatisch für sich beansprucht, alle möglichen (und nur die möglichen) Konstruktionen zu berechnen, sondern „for ease of exposition only“ (Goldberg 2006: 215) konzipiert ist, also nur Darstellungszwecken dient – damit wird die Darstellung allerdings zugegebenermaßen schwer falsifizierbar, was ihren Nutzen für Folgestudien fraglich macht.

Als weiteren Kritikpunkt möchte ich in Frage stellen, ob der recht einseitige Fokus neuerer Arbeiten der CCxG auf das Konkurrenzverhältnis zwischen Konstruktionen dem Anspruch größtmöglicher psychologischer Realität gerecht wird: Die meisten in Goldberg (2019) zitierten Studien gehen unter konstruierten Bedingungen vor und setzen auf bewusste Akzeptabilitätsurteile, die im natürlichen Sprachgebrauch nicht unbedingt in dieser Form auftreten müssen. In der Regel kommen unakzeptable Verbindungen von vornherein nicht zustande, weil plausible, bzw. kognitiv schneller zugängliche Varianten ihnen zuvorkommen. Ein permanenter Scan, ob konkrete Instanziierungen akzeptabel sind oder nicht, würde somit unnötige Gedächtniskapazität beanspruchen und wäre von fraglichem kommunikativem Nutzen. Dieser Einwand soll jedoch nicht die analytische Aussagekraft der genannten Mechanismen in Frage stellen.

Die CCxG lässt sich zusammenfassend als dasjenige Modell beschreiben, das sich am ausführlichsten ‚Kollisionen von Konstruktionen‘ widmet, einerseits in Form ihrer Verschmelzung miteinander im Sprachgebrauch sowie andererseits in Form kognitiv ausgefochtener Konkurrenzkämpfe zwischen möglichen Alternativen der Versprachlichung kommunikativer Inhalte. Auf den Kontext dieser Arbeit bezogen ist besonders letzterer Aspekt relevant, sprich, die Mechanismen, die der Entscheidung für oder gegen eine bestimmte konnektorale Konstruktion zugrunde liegen.

2.2.2 *Cognitive Grammar*: Konstruktionen als mentale Konstellationen

Die *Cognitive Grammar* (CG) wurde maßgeblich von Ronald Langacker geprägt (z. B. Langacker 1982, 1987a, 1991 sowie zusammenfassend 2008, 2013) und entwickelte sich unabhängig von den anderen Richtungen der KxG, teilt aber wesentliche Prämissen mit diesen. Ein grundlegender Unterschied zu anderen Ansätzen ist die Auffassung von Konstruktionen als „morphologisch oder syntaktisch komplexe symbolische Einheiten“ (Ziem & Lasch 2013: 41), womit das Konzept erst oberhalb der Morphemebene greift. Der Grad der Komplexität steigt dabei mit dem Grad der morphosyntaktischen und semantisch-funktionalen Kompositionalität, wobei Kompositionalität nicht mit vollständiger Vorhersagbarkeit gleichzusetzen ist, sondern vor allem den Rezeptionsprozess beschreibt: „[C]omponent structures are used for apprehending the composite conception rather than constructing it“ (Langacker 2009: 246f.).

Die CG verankert Sprache fest im Bereich allgemeiner menschlicher Kognition und strebt eine umfassende Beschreibung an, die nicht nur die psychologische, sondern auch die biologische und soziokulturelle Basis sprachlicher Zeichen integriert, dabei aber bemüht ist, keine unbegründeten Vorannahmen oder voreiligen Schlüsse in Form zu rigider Formalisierungen zuzulassen. Als grundlegend betrachtet sie kognitive Prozesse der Assoziation, Schematisierung, Kategorisierung und Automatisierung (durch die Verfestigung zu Einheiten über *Entrenchment*). Diese Automatisierung bezieht sich in erster Linie auf die routinierte Natur der Abfrage von Strukturen, nicht auf die Abwesenheit oder Unwichtigkeit analysierbarer Komponenten (Langacker 2013: 14–17). Weder die Sprache selbst noch deren verschiedene Ebenen oder Systeme werden als isolierte Module betrachtet, sondern als kontinuierliche, prototypisch organisierte und überlappende Areale. Sowohl Syntax als auch Lexikon fasst die CG als „symbolic assemblies“ graduell variierender Komplexität und Spezifität (z. B. Langacker 2009: 243). Dies soll jedoch nicht davon abhalten, zu Analyse Zwecken sinnvolle Unterscheidungen zu ziehen, „any more than the absence of a precise boundary between grey and blue condemns us to seeing only grue – a gradation does not imply undifferentiated homogeneity“ (Langacker 2013: 6f.). Diese Unterscheidungen sind jedoch rein analytisch und bedeuten keine eindeutige Zuordnung jedes Zeichens in Kategorien wie Lexikon oder Grammatik; „language was not designed for the convenience or predilections of the analyst“ (Langacker 2013: 13).

Zwischen diesen symbolischen Strukturen (Konstruktionen) bestehen Relationen der Korrespondenz, des *Profiling* (hier ungefähr synonym zu Prädikation), der Elaborierung (eine Konstruktion ergänzt Informationen bezüglich einer anderen) und der Konstituenz (Teil-Ganzes-Relationen) (vgl. Langacker 2013: 183). Diese Verbindungen werden in den meisten KxG-Modellen als Netzwerke konzipiert.

tualisiert, jedoch kritisiert Langacker, dass diese Metapher diskrete Kategorien mit klaren Grenzen impliziere und die graduelle Natur symbolischer Verbindungen nicht erfasse; „the network metaphor must not be pushed beyond the limits of its usefulness“ (Langacker 2009: 246). Als Alternative schlägt er das Bild eines Gebirges vor, dessen einzelne Berge ineinander übergehen – die Zugehörigkeit zu einer Kategorie wie ‚Gipfel‘ oder ‚Berg‘ sowie deren Anzahl hängt somit vornehmlich von der Definition dieser Konzepte ab (etwa nach der Höhe), nicht von ihrer objektiv gegebenen Beschaffenheit (Langacker 2013: 227). Die Metapher hat m. E. den weiteren konzeptuellen Vorteil, dass sie sich auch auf die Perspektivität linguistischer Analysen anwenden lässt: Je nach Blickwinkel und Entfernung zum sprachlichen ‚Gebirge‘ werden andere ‚Berge‘ sichtbar (pragmatische, semantische, syntaktische oder lexikalische Phänomene), ohne jedoch anderen Perspektiven ihre prinzipielle Gültigkeit abzusprechen, was den integrativen Charakter der CG anschaulich einfängt. Darstellerisch ist dieses Bild jedoch im Vergleich zur Netzwerkmetapher schwieriger umzusetzen und hat auch bei Langacker noch nicht seinen Weg in konkrete Analysen gefunden.¹³

Der Fokus der Analysen liegt in der CG auf der Bedeutungsseite („grammar is meaningful“, Langacker 2013: 3). Aus dem Sprachgebrauch abgeleitet und durch diesen weiter verfestigt, geht Langacker von archetypischen semantischen Rollen wie AGENTS, PATIENTS, INSTRUMENT oder EXPERIENCER aus, die jedoch kein festes, allgemeingültiges Inventar bilden, sondern wie alles Sprachliche graduell und prototypisch organisiert sowie untereinander vernetzt und kombinierbar sind (Langacker 2008: 356f.). Anders als in der CCxG stehen diese Rollen in konkreten Äußerungen aber nicht bloß nebeneinander in der Linearstruktur des realisierten Satzes, sondern in einer komplexen Anordnung verschiedener Wahrnehmungskategorien und Spannungsfelder wie *foreground* – *background*, *trajector* – *landmark* und stets unter einer bestimmten Perspektive (*viewing arrangement*, *dynamicity*). Teil der Bedeutung einer sprachlichen Struktur ist nicht nur deren kompositionelle semantische Referenz (*profile*), sondern auch ihre inhärente Perspektivität sowie der konzeptuelle Weg, der zu dieser Referenz führt – so sind etwa *pig meat* und *pork* trotz gleicher Referenz nicht synonym (vgl. Langacker 2013: 60f.). Auch traditionelle Wortarten sind bei Langacker nicht naturgegeben und klar abgesteckt, sondern prototypensemantisch definiert als „experientially grounded conceptual archetypes“ (Langacker 2013: 94), die sich erst aus Abstraktionen über mehrere Konstruktionen hinweg ableiten lassen. Verben profilieren etwa Prozesse, Nomen hingegen konzeptuell autonome Entitäten (vgl. auch Broccias 2013: 119).

¹³ Diese und andere Sprachbilder werden in Abschnitt 3.4.2 näher besprochen.

Die formale Darstellung von Konstruktionen hebt sich in der CG von den anderen Strömungen der KxG ab, indem sie die einzelnen Bestandteile nicht sprachlich benennt, sondern bildlich darstellt und so in eine räumliche Beziehung setzt. Zugrunde liegt eine Vorstellung von Bedeutung als dynamischem Prozess, der intellektuelle, motorische, sensorische und emotionale Erfahrungen umfasst, physisch, sozial und kulturell kontextualisiert ist und einer zeitlichen Entwicklung unterliegt. Die Konstitution von Bedeutung wird daher nicht propositional-formelhaft, sondern als präkonzeptuelle Anordnung gedacht, die zunächst eine unvollständige, skelettartige Struktur bereitstellt und im Produktions- oder Verstehensprozess schrittweise ergänzt wird (Langacker 2013: 30, 32).¹⁴

Die Darstellung enthält eine formale Ebene (phonologische, gestische oder orthographische Charakteristika) und eine semantische sowie eine symbolische, die zwischen den beiden anderen Ebenen vermittelt. Das Modell ist ähnlich wie bei Goldberg in erster Linie analysepraktisch motiviert; die bildliche Umsetzung entspricht weder der neuronalen Repräsentation noch einer Vorstellung von Bedeutung als rein visuell, sondern dient lediglich der Klassifizierung von Konzeptualisierungsfacetten (Langacker 2013: 55). Langacker beansprucht explizit keine Allgemeingültigkeit oder Vollständigkeit und lehnt generative Ansätze strikt ab – mathematische Präzision sei weder das Ziel noch überhaupt möglich:

Language does not resemble a collection of computer programs. Rather, it inheres in the dynamic processing of *real* neural networks, and while the patterns that emerge are certainly amenable to analysis, the discrete notations and static representations devised by linguists can at best only approximate them. (Langacker 2013: 10 f., Herv. i. O. fett)

Jede semantische Beschreibung muss sich daher auf einzelne Ausschnitte der gesamten Bedeutung beschränken, die entweder zentral für die jeweilige Theorie oder für einen bestimmten unmittelbaren Zweck relevant sind. Der Fokus liegt auf kompositionellen Konzepten, was jedoch nicht als bloße Addition von Bedeutungen zu verstehen ist, sondern vielmehr als kognitiver Anstoß dafür, ein neues Konzept zu kreieren: „[A] complex expression's meaning cannot be computed from lexical meanings and compositional patterns [...] but is more accurately seen as being prompted by them“ (Langacker 2013: 245).

Kritik an der CG lässt sich in erster Linie hinsichtlich der fehlenden Umsetzung selbstformulierter Prinzipien üben. Ein perspektivischer Unterschied zu Goldberg

¹⁴ Als Grundlage dieser Strukturbildung dienen Konzepte wie *Domains* und *Mental Spaces*, auf die Abschnitt 3.2.2 näher eingeht: „*Mental Spaces* [...] are partial structures that proliferate when we think and talk, allowing a fine-grained partitioning of our discourse and knowledge structures“ (Fauconnier 1997: 11).

ist beispielsweise das Prinzip des *Content Requirement*, das Langacker (2013: 25, Herv. MR) wie folgt als Leitsatz formuliert:

[T]he only elements ascribable to a linguistic system are (i) semantic, phonological, and symbolic structures *that actually occur as parts of expressions*; (ii) schematizations of permitted structures; and (iii) categorizing relationships between permitted structures.

Basis grammatischer Beschreibung soll also nur das sein, was tatsächlich vorkommt – im Gegensatz zu Goldbergs gleichwertiger Schwerpunktsetzung auf Strukturen, die *nicht* vorkommen. Langacker setzt dieses Prinzip allerdings nicht vollständig um: Wie Goldberg verwendet er ebenfalls als ‚ungrammatisch‘ konstruierte, also nichtbelegte Beispiele und geht beispielsweise in seiner Analyse unregelmäßiger Verbformen teilweise von nichtrealisierten, „tacit“ Strukturen aus (Langacker 2013: 178 f.). Auch die Konzeption von Grammatik als kollektivem Phänomen wird analytisch nicht umgesetzt: So bemerkt er zwar „an individual mind is not the right place to look for meaning“ (Langacker 2013: 28); der individuelle Verstand Langackers selbst ist allerdings meist Basis seiner Untersuchungen. So ist auch die psychologische Realität seiner Definitionen nicht empirisch abgesichert, etwa die Konzeption von Nomen als *things* oder Unterschiede in der Verarbeitung prozessualer Konzepte (*sequential* vs. *summary scanning*) sowie deren Relevanz für die Sprachproduktion vs. -rezeption (vgl. Broccias 2013: 208 f.). Insgesamt sind seine Analysen in erster Linie theoretisch *usage-based*, praktisch basieren sie meist auf (wenn auch plausibler) Introspektion. Zwar ist die CG so konzipiert, dass sie soziale Faktoren und quantitative Gebrauchsdaten prinzipiell einbeziehen *kann* – dass dies anfänglich nicht geschah, lässt sich in Langackers eigenen Worten auch auf „unavoidable limitations of actual practice“ (Langacker 2016: 467) zurückführen – jedoch bleibt die konkrete Operationalisierung und methodische Umsetzung anderen überlassen und ist nicht von vornherein in die Theorie implementiert.

Der für diese Arbeit zentrale Gedanke der CG ist die Vorstellung von Konstruktionen als ‚mentale Konstellationen‘, deren Leistung also nicht in einer rein linearen Anordnung von Informationen besteht, sondern in einem komplexen Arrangement, das je nach Wahl der sprachlichen Mittel unterschiedliche Perspektivierungen und Hervorhebungen ermöglicht. Bezogen auf Konnektoren scheint dieser Ansatz besonders geeignet, um deren unterschiedliche Realisierungsvarianten bei zugleich scheinbarer Synonymie konstruktionsgrammatisch zu fassen. Für den hier entwickelten Konstruktionsbegriff ist zudem die Gebirgsmetapher wegweisend: Wenngleich sie nicht vollständig übernommen wird (vgl. 3.4.2), so stellt sie sprachliche Kategorien doch als Gebilde heraus, die sich erst in Verbindung mit dem Granularitätsniveau der Analyse ergeben und deren Grenzen schwieriger zu bestimmen sind, je genauer

man hinschaut, was auf Kategorien wie ‚Konnektor‘ oder den konstruktionalen Status einzelner Realisierungsvarianten in besonderem Maße zutrifft.

2.2.3 *Radical Construction Grammar*: Konstruktionen ohne formale Traditionen

Die *Radical Construction Grammar* (RCxG) wurde von William Croft begründet (Croft 2001, 2013, 2020, 2022) und verfolgt vorrangig sprachtypologische Interessen. Croft selbst nennt sein Modell „framework-free“ (Croft 2013: 212), lehnt sich dabei jedoch an andere (insbesondere gebrauchsbasierte) Modelle der KxG an. Ein Unterschied zu Langacker ist, dass dieser den Gedanken einer generativen Grammatik rigoros ablehnt, während Croft (wie Goldberg) die prinzipielle Möglichkeit einer solchen Beschreibung akzeptiert (vgl. Fischer & Stefanowitsch 2006b: 12f.). Abgesehen davon ist sein Konstruktionsbegriff jedoch eng mit dem der CG verwandt. Er definiert Konstruktionen als „pairings of form and meaning which may be atomic or complex, schematic or substantive“ (Croft 2001: 362), erfasst also wie Langacker die Kompositionalität sprachlicher Strukturen und folgt darüber hinaus ebenfalls dem Prinzip des *Content Requirement* (allerdings nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch). Auch die dynamisch-interaktionale, kontextuell variable Natur von Sprache, das Streben nach psychologischer Realität (und Plausibilität) sowie die Situierung sprachlicher Konzepte im Bereich allgemeiner menschlicher Erfahrung und Kognition ist in Crofts Ansatz fest verankert:

Language is a fundamentally dynamic phenomenon and a fundamentally interactional phenomenon. Language is the totality of the events of language use, every utterance that has or ever will be spoken to someone, and every shared experience among human beings that each utterance creates. (Croft 2001: 364)

Alleinstellungsmerkmale der RCxG sind die typologische Ausrichtung und Methodik sowie die strikte Ablehnung vorgefasster, kontextfreier syntaktischer Kategorien wie etwa Wortarten oder funktionaler Satzglieder; diese bestehen nicht losgelöst von ihrem Kontext, sondern nur als integrale Bestandteile von Konstruktionen. Kategorisierungen erlaubt die RCxG nur kontextuell gebunden anhand realer Frequenzen und Verteilungen über verschiedene Konstruktionen (oder Sprachen) hinweg; „there are [...] no universal formal construction types“ (Croft 2020: 35). Verbbedeutungen sind beispielsweise nur in konkreten Konstruktionen zu beschreiben und existieren nicht außerhalb von diesen, genauso wie die konkrete Realisierung phonologischer Einheiten wie ‚Phonem‘ von der phonotaktischen und prosodischen Position abhängt und keine reale Entsprechung hat: „[T]here are no grammatical categories independent of constructions, since each construction defines its own distribution, which may be (and usually is) distinct

from the distribution of other constructions containing the same words or phrases“ (Croft 2013: 216f.).

Ebenso lehnt die RCxG syntaktische Relationen im Sinne direktonaler Abhängigkeiten ab; „there are [...] no syntactic relations, so those we can do without entirely“ (Croft 2020: 35). Und weiter: „The syntactic generalizations traditionally captured by syntactic relations are either not crosslinguistically valid, or are captured by symbolic links between form and meaning“ (Croft 2020: 123). Zulässig sind nach Croft nur semantische Verbindungen in Form von *collocational dependencies* (Konstruktionen, die zusammen auftreten) sowie symbolische Verbindungen als *coded dependencies* (Konstruktionen, deren Rollen oder Verbindungen sprachlich kodiert sind, etwa über Kasusmarkierungen): „[T]he syntactic structure of constructions consists only of their elements (which may also be complex constructions) and the ROLES that they fulfill in the construction“ (Croft 2001: 5, Herv. i. O.).¹⁵ Die RCxG geht daher auch nicht a priori von der Existenz sprachlicher Universalien aus, sondern akzeptiert Generalisierungen nur als Ergebnis sprachübergreifender Distributionsanalysen unter Berücksichtigung der kommunikativen Funktion. Zugrunde liegt dabei die Hypothese eines „largely universal CONCEPTUAL SPACE [...] which represents structures in the human mind“ (Croft 2001: 363, Herv. i. O.), der sich emergent aus der Summe aller sprachlichen Einzelereignisse aufbaut und ständig weiterentwickelt.¹⁶ Über Distributionsanalysen aufspürbare Verteilungsmuster entsprechen überlappenden semantischen ‚Karten‘ (*semantic maps*) für diesen multidimensionalen konzeptuellen Raum.

Die formale Notation der RCxG enthält drei Ebenen: Eine Formebene mit syntaktischen, morphologischen und phonologischen Eigenschaften, eine Bedeutungsebene mit semantischen, pragmatischen und diskursfunktionalen Eigenschaften sowie eine Zwischenebene, die die symbolische Beziehung zwischen den anderen beiden Ebenen beschreibt (vgl. Croft 2001: 18, 176; sowie Ziem & Lasch 2013: 138 für eine Übertragung auf ein deutsches Beispiel). Wie bei Goldberg und Langacker ist die Darstellung erweiterbar und nicht strikt reglementiert. Anders als dort ist Crofts Schema jedoch von sich aus differenzierter, indem es auch innerhalb der einzelnen Ebenen auf Beziehungen der Elemente untereinander eingeht (bzw. die o. g. *depen-*

¹⁵ Auch hier besteht eine Parallele zu Langacker, der den Begriff des syntaktischen „agreement“ ablehnt und stattdessen von „matters of multiple symbolization“ (Langacker 2013: 188) mit jeweils gleichwertigen Elementen spricht – analog dazu wird der Begriff „head“ abgelöst vom semantisch-funktional definierten „profile determinant“ (Langacker 2013: 192f.).

¹⁶ Die semantischen *Frames* oder *Scenes*, die durch eine Konstruktion evoziert werden, müssen dabei nicht zwingend direkt formalen Elementen entsprechen, die sie denotieren (vgl. Croft 2013: 226f.).

dencies) und genauer zwischen formalen und funktionalen Beschreibungen differenziert (insbesondere im Vergleich zu Goldberg, vgl. Ziem & Lasch 2013: 118).

Im Vergleich zu Langacker lässt sich Croft eine konsequentere Einhaltung seiner Prämissen bescheinigen; er untersucht authentische Sprachdaten und Gebrauchsfrequenzen und wird damit dem *Content Requirement* gerecht. Was er jedoch nicht einlöst, ist eine konsequente Einbeziehung des Kontexts: „Syntax cannot be separated from its context“ (Croft 2001: 368) konstatiert er zwar, gesteht dieser Größe jedoch keinen Platz in seinem Strukturschema zu, ebenso wenig enthält seine Notation Beschränkungen, welche *Filler* für welche *Slots* einer Konstruktion (nicht) infrage kommen (vgl. Boas & Ziem 2018a: 12). Zudem löst er sich nicht vollständig von traditionellen syntaktischen Kategorien, wenn er von Subjekten als syntaktische Rollen spricht, obwohl er Subjekt-Prädikat-Relationen allein auf der semantischen Ebene verortet und eben nicht auf der syntaktischen (vgl. Ziem & Lasch 2013: 136). Boas (2010: 6) kritisiert Crofts Methodik außerdem als zu grobkörnig, was jedoch in erster Linie ein perspektivisches Problem darstellt: Croft bezieht (seinem Anspruch einer einzelsprachenübergreifenden Typologie folgend) möglichst viele Sprachen ein, innerhalb derer er notwendigerweise viele Aspekte ausblendet, während Boas vorschlägt, bei einem detaillierten framesemantischen Vergleich von nur zwei Sprachen zu starten und diesen schrittweise auf weitere Sprachen auszudehnen.

Für den Kontext dieser Arbeit ist die RCxG insofern ein wesentlicher Anknüpfungspunkt, als sie Konstruktionen ‚ohne formale Traditionen‘ annimmt und das *Content Requirement* empirisch ernst nimmt, indem sie Konstruktionen stets in ihrem natürlichen Habitat, dem Sprachgebrauch, untersucht. Für die hier zentralen Konstruktionen bedeutet dies, sich erstens von traditionellen Unterscheidungen wie *Subjunktion* vs. *Konjunktion* lösen zu können und mehrere auf den ersten Blick unterschiedliche Kategorien zugleich in den Blick nehmen zu können sowie zweitens nicht zwingend exakte Trennlinien als Ergebnis anzustreben, da Überlappungen im Sprachgebrauch eher die Regel als die Ausnahme darstellen.

2.2.4 Abgrenzung von weiteren Modellen

Neben den bisher beschriebenen Modellen lassen sich die übrigen Strömungen der KxG in unifikationsbasierte und computationelle Ansätze unterteilen (vgl. Ziem & Lasch 2013: 35) – die Grenzen sind jedoch fließend und auch unter diesen Modellen finden sich zum Teil Ähnlichkeiten mit den gebrauchsbasierten. Sie heben sich jedoch von Letzteren ab, indem sie den Schwerpunkt auf die einheitliche Formalisierung von Konstruktionen legen und tendenziell weniger um die feinkörnige Be-

trachtung authentischer Sprachdaten und experimentelle Analysen kognitiver Prozesse bemüht sind.

Als Hauptströmung und zugleich Ausgangspunkt der KxG überhaupt lässt sich die *Berkeley Construction Grammar* (BCxG) um Charles Fillmore und Paul Kay bezeichnen, die sich zunehmend dem generativen Paradigma der *Head-driven Phrase Structure Grammar* (HPSG) aus Stanford annähert und die KxG insgesamt als generative Grammatik im ursprünglichen Sinne Chomskys versteht (vgl. Fischer & Stefanowitsch 2006b: 3f.).¹⁷ Konstruktionen sind hier nicht die einzigen linguistischen Einheiten, sondern stehen als nichtkompositionale Elemente (häufig Idiome) neben klassischen syntaktischen Regeln, deren Nutzen und Existenz die BCxG weiterhin annimmt (z. B. Fillmore 2013: 112). Hauptkritikpunkt am Formalismus der BCxG ist die Beschreibung der Bedeutungsseite von Konstruktionen, die im Vergleich zur Formseite nur unzureichend formalisiert (bzw. formalisierbar) ist und im Modell eine Schlagseite Richtung Form bewirkt – „rich frame-semantic knowledge“ (Goldberg 1995: 31) wird zwar für die Bedeutungsseite postuliert, bleibt in der konkreten Notation jedoch ein Desiderat (vgl. Ziem & Lasch 2013: 49).

Die Formseite erfasst die BCxG wiederum in einem detaillierten System aus Attribut-Wert-Matrizen, das sie auch für computerlinguistische Implementierungen nutzbar macht. Dies geschieht etwa in der *Fluid Construction Grammar* (FCxG), der *Embodied Construction Grammar* (ECxG) oder der *Sign-Based Construction Grammar* (SBCxG), die allerdings zusätzlich Mechanismen kognitiver Lernprozesse und Körpererfahrungen einbeziehen und nicht in prinzipieller Opposition zu den gebrauchsbasierten Ansätzen stehen. Letzteres gilt insbesondere für die stark interdisziplinär ausgerichtete ECxG, deren Fokus auf der experimentellen Validierung von Sprachverarbeitungsprozessen im physisch-sozialen Kontext und deren Verbindungen zu allgemein-menschlichen Erfahrungsmodi liegt (vgl. Bergen & Chang 2013: 169). Sie kann in diesem Sinne auch als gebrauchsbasierte Grammatik beschrieben werden, die lediglich die Notation von der BCxG ‚borgt‘. Ähnliches gilt für die aus der Künstliche-Intelligenz-Forschung stammende FCxG, deren Hauptaugenmerk auf dem Entstehen und stetigen Wandel von Konzepten und Mustern liegt und die sich explizit keinem einzelnen Grammatikmodell verpflichtet sieht, sondern in mehrere Richtungen adaptierbar ist (vgl. Steels 2013: 153). Die SBCxG nimmt dagegen eine Zwischenstellung zwischen der BCxG und HPSG ein, indem sie die häufige Übergeneralisierung des ersteren Modells über *Constraints* eindämmt und dabei den Wirkungsbereich des letzte-

¹⁷ Fillmore selbst nennt etwa die BCxG formal „a phrase-structure grammar whose nodes are complex features“ (Fillmore 2013: 112).

ren erweitert (vgl. Michaelis 2013: 138), dabei aber kein Interesse an realen Frequenzen und authentischen Daten zeigt (vgl. Boas 2013a: 248f.).

Die genannten Modelle stellen keine zentralen Bezugspunkte dieser Arbeit dar, was jedoch weniger in ihren Prämissen begründet liegt, die teils sehr gut mit den zuvor skizzierten Strömungen vereinbar sind, als vielmehr in ihren generativen Zielsetzungen und ihrer daraus folgenden methodischen Ausrichtung. Ähnliches gilt für Querverbindungen zu Phraseologie sowie Valenzgrammatik, die ebenfalls in ihren Grundannahmen teils mit der KxG konvergieren, aber für die hier untersuchten Konstruktionen kaum Anknüpfungspunkte bieten, weshalb sie an dieser Stelle ausgespart seien.

2.3 Kognitive Mechanismen

Unabhängig von den Unterschieden in der grammatiktheoretischen Ausrichtung nehmen die gebrauchsbasierten Ansätze der KxG einige kognitive Prinzipien und Mechanismen an, die hinter der Produktion und Verarbeitung von Konstruktionen stehen und deren Entstehung sowie mentale Verknüpfungen untereinander beeinflussen. Zentral ist das Konzept des *Entrenchment* sowie – damit verwandt – die Größen Frequenz und Salienz. Diese Faktoren und ihr Zusammenspiel stehen im Fokus der folgenden Unterkapitel. Abschließend stellt sich die Frage, weshalb manche Verbindungen gerade *nicht* zustande kommen bzw. als unakzeptabel empfunden werden, wofür einerseits das Konzept des *Negative Entrenchment* und andererseits das der *Statistical Preemption* vorgestellt wird.

2.3.1 *Entrenchment*: Trampelpfade durch, zu und zwischen Konstruktionen

Der Terminus *Entrenchment* geht auf Langacker (1987a: 52; 59) zurück, hat aber konzeptuelle Vorläufer wie beispielsweise das *Hebbian Learning* (Hebb 1949; weitere in Schmid 2017a: 9) sowie verwandte Begriffe wie das *Chunking* (Miller 1956). Sie alle beschreiben das Grundprinzip, dass mit der Häufigkeit verwendeter Zeichen, Strukturen oder Handlungen eine Verfestigung im Gehirn einhergeht, die sie schneller abrufbar macht. Sind mehrere Einheiten involviert, so werden sie mit zunehmender Verwendung immer stärker als eine Einheit wahrgenommen und automatisch gemeinsam verarbeitet. Dieser Prozess ist gradueller Natur sowie dynamisch (vgl. Langacker 2017: 41) und bidirektional: Wird eine Einheit längere Zeit nicht genutzt (bzw. zwei Einheiten nicht gemeinsam), so wirkt sich dies negativ auf ihre Verankerung im Gehirn aus (bzw. auf die Verbindung zwischen den Einheiten). Für Konstruktionen im Sinne der KxG ist das *Entrenchment* somit eine Möglichkeit, die Frage nach der

Kompositionalität graduell zu modellieren im Sinn einer dynamischen, veränderbaren *je-desto*-Relation statt einer strikten *entweder-oder*-Opposition: Je häufiger sprachliche Elemente zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Weise miteinander kombiniert werden, desto eher ist diese Art und Weise zu diesem Zeitpunkt als feststehende Konstruktion zu beschreiben, wobei jede Instanziierung eines Zeichens dessen Repräsentation beeinflusst. Ebenfalls mit dem *Entrenchment* verwandt bzw. durch dieses ausgelöst ist das Prinzip der *Spreading Activation*: Bei der Produktion oder Rezeption einer sprachlichen Einheit werden demnach stets weitere, mit dieser durch *Entrenchment* verbundene Einheiten aktiviert, was etwa über Priming- oder Assoziationsexperimente getestet werden kann (Schmid 2010b: 119; 122). Dies erleichtert wiederum deren Verstehen im Kontext sowie den Zugriff während der Produktion, was einen sowohl akkuraten als auch flüssigen Sprachgebrauch ermöglicht (vgl. Ellis, O'Donnell & Römer 2014: 84f.).

Grundsätzlich ist das Konzept des *Entrenchment* nicht nur auf sprachliche Zeichen, sondern auf sämtliche kognitive Prozesse anwendbar (vgl. Hilpert & Diessel 2017: 57) und betrifft auch innerhalb der Sprache mehrere Ebenen: Einerseits das *Entrenchment* bestimmter Instanziierungsformen (*Tokens*) wie bestimmten Lexemen, andererseits aber auch das *Entrenchment* abstrakter Schemata (*Types*), die sich aus mehreren, einander ähnlichen Instanziierungen ableiten lassen (von Phonemen über Morpheme bis hin zu Wortarten oder syntaktischen Mustern). Je häufiger ein variabler *Slot* einer Konstruktion mit einem bestimmten Element gefüllt wird, desto eher wird dieser *Filler* zu einem festen, lexikalischen Bestandteil der Konstruktion – je vielfältiger dagegen die Instanziierungen eines Musters sind, desto produktiver wird es (vgl. Flach & Stefanowitsch 2017: 117f.). Schmid (2018b: 167) argumentiert allerdings, diese beiden Prozesse würden sich nur scheinbar voneinander unterscheiden, da auch ein Lexem bei jedem Gebrauch minimal unterschiedlich realisiert wird; dass es dasselbe meint, muss von jedem konkreten Kontext neu abstrahiert werden, sodass Type- und Token-*Entrenchment* sich lediglich bezüglich der Variabilität unterscheiden, was als ‚ähnlich‘ wahrgenommen wird: „It is routinization all the way up“ (Schmid 2018b: 175). Forschungspraktisch ist der Unterschied allerdings insofern relevant, als Analysedesigns davon beeinflusst werden können, was Forschende als ‚ähnlich‘ bzw. als Instanziierung desselben Schemas erkennen und integrieren.

Unterschiede in der Forschung zu *Entrenchment* bestehen einerseits in den gewählten Methoden, um es zu messen (von psycholinguistischen Verfahren wie experimentellen Entscheidungsaufgaben, Eye-Tracking-Studien oder Lesezeitmessungen bis hin zu Korpusanalysen), andererseits aber auch in der Auffassung, was genau der Begriff meint – was wiederum auf die Methoden zurückwirkt: Mal wird *Entrenchment* als Prozess der Verfestigung betrachtet, mal als Prädiktor eines solchen

Verfestigungsprozesses, dann wiederum aber auch als dessen Resultat (vgl. Schmid 2017b: 436).¹⁸ Im Kontext dieser Arbeit verstehe ich *Entrenchment* als Verfestigungsprozess, der aber als Resultat *entrenchte* Zeichen hervorbringt. Weitgehend einheitlich ist dagegen die Auffassung von *Entrenchment* als individuellem Konzept, das von Konventionalisierung als dessen kollektiver Folge abzugrenzen ist (vgl. Langacker 2017: 39; Schmid 2017a: 24).¹⁹

Letztere Unterscheidung wird mitunter als Argument gegen korpuslinguistische Analysen verwendet: Diese bildeten in erster Linie konventionalisierte, kollektive Phänomene ab und seien nicht geeignet, *Entrenchment* auf individueller Ebene zu messen (z. B. Schmid 2010b: 117). Wie jedoch Flach & Stefanowitsch (2017: 122) anmerken, gilt dies im Prinzip gleichermaßen für experimentelle Studien: Texte im Korpus sind wie experimentelle Daten zunächst Ergebnis individueller (kognitiver und motorischer) Prozesse, aus denen sich aber (in Experimenten wie in Korpusanalysen) erst dann allgemeingültige Aussagen ableiten lassen, wenn durchschnittliche Werte über viele Datenpunkte hinweg ermittelt werden. Zudem sehen sie den Vorteil, dass Korpusdaten in zwei Richtungen interpretiert werden können: In der *Corpus-as-input*-Perspektive stellen sie (idealerweise) ungefähr den sprachlichen Input dar, mit dem Individuen täglich konfrontiert sind, was also Ausgangspunkt für deren individuelles *Entrenchment* darstellt. In der *Corpus-as-output*-Perspektive sind Korpusdaten andererseits auch Ergebnis von Zugriffsmechanismen auf kollektiv verfestigte sprachliche Muster, womit sie gewissermaßen eine ‚Momentaufnahme‘ der Praktiken einer Sprachgemeinschaft unter natürlichen Bedingungen darstellen (Flach & Stefanowitsch 2017: 103). Dass diese beiden Perspektiven in Korpusanalysen methodologisch nicht voneinander getrennt werden können, muss kein Nachteil sein, sondern kann auch als realistischer Zugriff auf den Gegenstand Sprache verstanden werden, der nur im Spannungsfeld zwischen kollektiven Konventionen und deren individueller Anwendung (und Verletzung) existiert – ohne dabei jedoch theoretische Unterschiede zwischen den beiden Seiten dieses Spannungsfelds zu leugnen.

18 So grenzt beispielsweise Cowley (2017: 411) *Entrenchment* als Ergebnis von *entrenching* als Prozess ab, während Hartsuiker & Moors (2017: 219) genau andersherum *Entrenchment* als Mechanismus definieren, den sie von dessen Ergebnis (verfestigten, automatisierten Abläufen) und zugrundeliegenden Faktoren (z. B. Wiederholung) abgrenzen.

19 Vgl. auch Schmid (2016: 551): „Conventionality essentially means that speakers tacitly and mutually agree on how to solve communicative tasks given a range of equally arbitrary options [...]. Entrenchment, on the other hand, operates over patterns of associations, i. e., mental phenomena, which can differ substantially from speaker to speaker.“

Darüber hinaus besteht Uneinigkeit darüber, ob Konstruktionen selbst verfestigt werden oder lediglich die Verbindungen zwischen ihnen, ob also Konstruktionen als feste Einheiten im Sinne von Knoten im konzeptuellen Netzwerk verstanden werden (Goldberg 2013: 15f.; Dekalo & Hampe 2017: 150) oder selbst aus Verbindungen zwischen Formen und Funktionen in diesem Netzwerk bestehen bzw. emergent aus diesen abzuleiten sind (vgl. Hilpert & Diessel 2017: 70; Schmid 2017a: 25). Letztere Perspektive impliziert eine dynamischere Vorstellung sprachlichen Wissens und muss bei der Entstehung einer neuen Konstruktion kein abruptes Hinzufügen eines gänzlich neuen Knotens annehmen, sondern erlaubt graduelle, emergente Kategorienebildungen. Auch die Kritik von Blumenthal-Dramé (2017: 130) am Postulat, jedes Sprachereignis forme die kognitive Repräsentation, dass dies zu „massive representational redundancy“ potenziell unendlich vieler Kategorien führe, lässt sich so abfangen: Die Anzahl sprachlicher Kategorien muss sich nicht ständig ändern, sie werden lediglich ‚wabernd‘ kognitiv in unterschiedliche (bzw. unterschiedlich starke) Relationen zueinander gesetzt. Für den Moment möchte ich es bei einer Zwischenposition belassen, die zwar konzeptuell der letzteren Sichtweise entspricht, darstellerisch aber so weit ‚herauszoomt‘, dass die Konstruktionen als Knoten erscheinen, wobei das analytische Hauptinteresse aber auf der Stärke der Verbindungen zwischen ihnen liegt – Abschnitt 3.4.2 wird dieses Bild präzisieren.

Entrenchment-Prozesse können über verschiedene Typen von Assoziationen operieren, wobei sich die Anzahl und Art der angenommenen Assoziationstypen in der Literatur unterscheidet. Beispielhaft seien hier die Modelle von Hilpert & Diessel (2017: 59), Schmid (2017a: 25) und Diessel (2020: 12) zusammengeführt, nach denen insgesamt acht Typen identifiziert werden können. Hilpert und Diessel nennen drei dieser Typen (hier 4., 5. und 6.), Schmid vier (hier 1., 2., 3. und 8.) und Diessel fünf (hier 1., 2., 4., 7. und 6.):

1. Assoziationen zwischen linguistischen Formen und Bedeutungen (*symbolische Relationen*)
2. Assoziationen zwischen sequenziell nebeneinander auftretenden Formen und Bedeutungen (*syntagmatische Relationen*)
3. Assoziationen zwischen miteinander konkurrierenden Konstruktionen (*paradigmatische Relationen*)
4. Assoziationen zwischen schematischen Konstruktionen und deren Töchtern, bis hin zu spezifischen Instanzierungen (*taxonomische Relationen*)
5. Assoziationen zwischen einer linguistischen Form und ihren verschiedenen Bedeutungen (*Polysemierelationen*)
6. Assoziationen zwischen formal und/oder semantisch ähnlichen oder kontrastierenden Konstruktionen (*Ähnlichkeitsrelationen*)
7. Assoziationen zwischen einzelnen Slots einer Konstruktion und ihren Füllern (*Filler-Slot-Relationen*)

8. Assoziationen der anderen genannten Ebenen mit perzeptivem Input aus der situativen Umgebung (*pragmatische Relationen*)

Alle Modelle gehen davon aus, dass die Verbindungen bzw. Assoziationen umso stärker werden, je häufiger auf der jeweiligen Ebene ähnliche Stimuli verarbeitet werden. Mit der pragmatischen Ebene, die Schmid einbezieht, gewinnt das Konzept des *Entrenchment* hier zudem einen kontextuell gebundenen Charakter, sodass es nicht nur diachron variabel erscheint, sondern auch synchron an *Communities* und Textsorten gekoppelt ist (vgl. auch Engelberg 2018: 51, 75).

2.3.2 Salienz und Frequenz: besonders vs. besonders häufig

Da das *Entrenchment* von Strukturen jeglicher Art eng mit deren Wiederholung zusammenhängt, ist die Frequenz der entsprechenden Strukturen im Sprachgebrauch ein wichtiges Indiz zur Ermittlung ihres Verfestigungsgrades. Da sprachliche Zeichen allerdings aus Form und Bedeutung bestehen, Korpora jedoch zunächst nur die Formseite enthalten und noch dazu (abgesehen von Lemmata oder POS-Tags) aus spezifischen *Token* statt abstrakter *Types* oder Schemata bestehen, ist die Rohfrequenz allein weder ein gutes Maß noch ein direkter Prädiktor für Prozesse oder Effekte des *Entrenchment* (vgl. Flach & Stefanowitsch 2017: 108). Hinzu kommt, dass auch infrequente Verbindungen mitunter als verfestigt gelten müssen, wenn sie zwar selten, aber ausschließlich in einer besonderen Funktion auftreten oder eine besondere Bedeutung für die Sprachgemeinschaft haben, was mitunter unter dem Begriff der *Salienz* gefasst wird.²⁰ Im Folgenden sind diese Begriffe daher näher zu beschreiben und voneinander abzugrenzen.

Um den geschilderten Problemen mit dem Frequenzbegriff zu begegnen, schlagen Flach & Stefanowitsch (2017: 108) den alternativen Terminus *Usage Intensity* vor, die je nach Typ der fraglichen Einheit unterschiedlich konzeptualisiert und gemessen wird. Bei einzelnen Lexemen oder lexikalischen Mehrworteinheiten entspricht die *Usage Intensity* der Tokenfrequenz. Bei komplexeren Strukturen wie etwa Bigrammen wird sie dagegen in Wahrscheinlichkeiten bzw. statistischen Verteilungen gemessen, die nicht nur das gemeinsame Vorkommen der beiden Einheiten, sondern auch deren jeweiliges Vorkommen unabhängig voneinander einbeziehen. Sie alle basieren auf Vierfeldertabellen nach dem Muster von Tab. 1 und lassen sich mit der

²⁰ Dies betrifft beispielsweise idiomatische Phrasen aller Art, von Sprichwörtern bis hin zu berühmten Zitaten wie *Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten*.

Methodengruppe der Kollexemanalyse erfassen (Stefanowitsch & Gries 2003; Gries & Stefanowitsch 2004a).²¹

Tab. 1: Vierfeldertabelle als Grundlage für statistische Assoziationsmaße.

Strukturen A und B gemeinsam	Struktur A ohne Struktur B
Struktur B ohne Struktur A	Strukturen, die weder A noch B enthalten

Hierbei wird die Assoziation zweier Elemente untereinander gemessen, die auch bei seltenen Einheiten hoch sein kann, wenn diese auch außerhalb der Kombination selten auftreten. Die so gewonnenen Assoziationsmaße unterscheiden sich rechnerisch darin, ob sie nur die tatsächlich ermittelten Werte integrieren (z. B. *Odds Ratio*) oder die Abweichung von einer Zufallsverteilung einbeziehen, die sich ebenfalls aus einer solchen Tabelle berechnen lässt (z. B. *Log-likelihood* bzw. G^2 , *Mutual Information*)²² bzw. zusätzlich die statistische Signifikanz dieser Abweichung erfassen (*Collostructional Strength*).²³ Die meisten dieser Größen sind außerdem bidirektional, geben also insgesamt die Assoziation zweier Strukturen miteinander an und erfassen nicht die Unterschiede zwischen der Anziehungskraft von Struktur A auf Struktur B und umgekehrt. Eine Ausnahme stellt der

²¹ Die konkrete Befüllung aller Zellen erfordert definitorische Entscheidungen bezüglich Form und Bedeutung der Zielstrukturen – für Lexeme muss entschieden werden, welche morphologischen Varianten eingehen und für Konstruktionen, welche Einheiten als ihre Instanziierungen zählen und welche nicht. Insbesondere die vierte Zelle stellt eine Herausforderung dar; hier können entweder nur formal oder funktional ähnliche Strukturen zu A und B einbezogen werden (die hierfür aber zunächst ‚aufzuspüren‘ sind), sämtliche Sätze oder sämtliche anderen Konstruktionen im Korpus, was wiederum die Frage aufwirft, wie viele dies seien und wie sie zu ermitteln sind (vgl. Schmid & Küchenhoff 2013: 541f.).

²² Der bei einer Zufallsverteilung erwartete Wert ergibt sich für jede Zelle aus dem Produkt der jeweiligen Zeilen- und Spaltensumme geteilt durch die Gesamtsumme der vier Felder.

²³ Um das Maß *Collostructional Strength* besteht eine anhaltende Diskussion (Schmid & Küchenhoff 2013; Gries 2015; Küchenhoff & Schmid 2015): Es berechnet sich aus dem negativen Zehnerlogarithmus der Irrtumswahrscheinlichkeit eines Fisher-Yates-Tests und erlaubt nach traditionellen statistischen Maßstäben nur eine Aussage darüber, ob zwei Strukturen signifikant überzufällig miteinander kombiniert werden oder nicht – nicht aber, ob diese Assoziation relativ zu anderen Kombinationen stärker oder schwächer ist. Jedoch korrelieren auf Basis dieses Maßes erstellte Rangfolgen ähnlich gut (teilweise sogar besser) mit experimentellen Daten und Verteilungen wie die anderen genannten Werte, weshalb es trotzdem häufig verwendet wird. Abschnitt 10.2.1 geht ausführlicher auf diese Diskussion ein.

Wert ΔP dar, der sich als $\Delta P_{A>B}$ oder $\Delta P_{B>A}$ angeben lässt (andere Bezeichnungen sind *Cue Availability* vs. *Cue Reliability* oder *Attraction* vs. *Reliance*).²⁴

Neben dem bloßen Auftreten oder Nicht-Auftreten linguistischer Einheiten oder ihrer Kombinationen spielt insbesondere für den Spracherwerb auch ihre Verteilung über verschiedene Kontexte hinweg eine Rolle. Kennzahlen hierfür sind *relative Entropie* (H_{rel}), *Dispersion* oder *Surprisal* im Sinne der ‚Überraschung‘, eine bestimmte Struktur in einem bestimmten Kontext anzutreffen (für einen Überblick vgl. Gries & Ellis 2015). Ein gebündeltes Auftreten in wenigen Kontexten oder Konstruktionen weist auf eine starke Verbindung zwischen der untersuchten Struktur und diesen Kontexten hin, allerdings auf ein geringeres kontextfreies *Entrenchment* der Struktur selbst. Eine regelmäßige Verteilung über Sprachereignisse hinweg erleichtert dagegen den Erwerb und das spätere Abrufen in neuen Kontexten oder Konstruktionen; daraus ergibt sich auch die erhöhte Produktivität von Konstruktionen, je mehr verschiedene *Filler* sie einbetten (vgl. Ziem & Lasch 2013: 106). Welcher dieser Werte am besten geeignet ist, um auf das *Entrenchment* rückschließen zu können, lässt sich nicht pauschal beantworten; in bisherigen Studien wurde zwar deutlich, dass sie allesamt genauere Vorhersagen ermöglichen als die Rohfrequenz, jedoch kann keines der statistischen Maße die anderen konsistent ausstechen (vgl. z. B. Flach & Stefanowitsch 2017: 116; Evert et al. 2017; Schneider 2018). Gries (2019) schlägt daher vor, je nach Analyseziel mehrere Maße einzubeziehen und miteinander in Relation zu setzen, was er unter *Tupleization* fasst.

Wäre die (relative) Frequenz allerdings der einzige motivierende Faktor für *Entrenchment*, so ergäbe sich ein doppeltes logisches Problem, nämlich „that of an infinite regress and that of a regression to infinity“ (Geeraerts 2017: 153): Häufigere Formen werden verfestigt und daher häufiger verwendet und daher verfestigt usw., was erstens die Frage aufwirft, woher diese Verfestigungen ursprünglich stammen und zweitens nicht mit der vorhandenen Vielfalt und Dynamik des tatsächlichen Sprachgebrauchs übereinstimmt. Neben der Frequenz wird daher häufig der Begriff der Salienz angeführt, der jedoch innerhalb der Linguistik nicht einheitlich verwendet wird.

Geeraerts (2017) modelliert *Entrenchment* insgesamt als ‚onomasiologische Salienz‘, indem er die Entscheidung zwischen möglichen Bezeichnungen für verwandte Konzepte ins Zentrum stellt und relative Frequenzen nicht nur sprachlicher Formen, sondern auch zwischen Konzepten einbezieht. Damit schlägt er aber letztlich lediglich einen modellierten, auf die Bedeutungsebene ausgedehnten Frequenzbegriff vor und kein davon losgelöstes Konzept.

²⁴ Beispielsweise hat *ins Gras* eine stärkere Vorhersagekraft, mit *beißen* aufzutreten als umgekehrt *beißen* mit *ins Gras*.

Schmid (2007) unterscheidet dagegen zwei verschiedene Arten von Salienz: Erstens die kognitive Salienz, die sich auf die kognitive Aktivierung von Konzepten in konkreten Sprechsituationen bezieht (entweder durch bewusste Auswahlmechanismen oder durch *Spreading Activation*) und zweitens die ontologische Salienz, die sich auf die inhärente Eignung von Einheiten bezieht, in den Fokus der Aufmerksamkeit zu geraten (Schmid 2007a: 119f.). Kognitiv salient ist also das, was gerade im Arbeitsgedächtnis verarbeitet wird; ontologisch salient ist das, was das Potenzial hat, kognitiv salient zu werden (ein Hund hat etwa eine höhere ontologische Salienz als das Feld, über das er rennt).²⁵ Beide Arten hängen also miteinander zusammen und stehen außerdem in wechselseitiger Beziehung zum frequenzinduzierten *Entrenchment*: Je häufiger Strukturen kognitiv salient werden, desto stärker werden sie verfestigt, was wiederum zu einer höheren ontologischen Salienz führt und so weiter. Hier ergibt sich jedoch dasselbe logische Problem wie bei einem rein frequenzbasierten *Entrenchment*-Konzept, wenn kommunikative Praktiken, Absichten und Kontextfaktoren außer Acht gelassen werden.

Ein Modell, das all dies einbezieht, schlagen Schmid & Günther (2016) vor, die Salienz als ‚Extremereignis‘ in Form einer entweder sehr genauen Erfüllung oder aber eines deutlichen Abweichens von Erwartungen fassen. Diese Erwartungen ergeben sich wiederum aus dem Zusammenspiel verfestigter Wissensstrukturen und dem aktuellen linguistischen, situativen und sozialen Kontext, die wiederum alle miteinander interagieren.

Neben diesen verschiedenen Quellen der Salienz können aber auch weitere Ebenen unterschieden werden, weshalb Günther, Müller & Geyer (2017) statt mehrerer getrennter Arten von Salienz für ein übergeordnetes Metakonzept SALIENZ plädieren. Dieses variiert in verschiedenen, einander beeinflussenden Dimensionen und ermöglicht je nach Fragestellung und Disziplin unterschiedliche Fokussierungen, ohne die jeweils anderen Dimensionen dabei zu negieren. Unterschiede postulieren sie auf folgenden Ebenen, deren konkrete Interaktion allerdings noch nicht abschließend geklärt ist (Günther, Müller & Geyer 2017: 301f.):

1. Quellen der Salienz: *bottom-up*-Prozesse (diese entsprechen Schmid's ontologischer Salienz, dem inhärenten Aufmerksamkeitspotential linguistischer oder anderer Einheiten) vs. *top-down*-Prozesse (die gesteuerte Auswahl bestimmter Einheiten, etwa über die gezielte Suche nach einem Gegenstand oder Wort)

²⁵ Dies ergibt sich aus dem Zusammenspiel einer postulierten ‚Salienzhierarchie‘ (*speaker > hearer > human > animal > physical object > abstract entity*, Fillmore 1977: 78) mit der sprachlichen oder bildlichen Anordnung (*figure-ground-alignment*) sowie der Rollenzuweisung (*Agent > Instrument > Patient*) bzw. genereller der Reihenfolge des Energieflusses in der encodierten Handlung (Schmid 2007: 131f.).

2. Träger der Salienz: linguistische vs. nichtlinguistische Einheiten sowie verschiedene Merkmale innerhalb dieser Kategorien (auf linguistischer Ebene z. B. Wörter, grammatische Konstruktionen, prosodische Muster oder Konzepte)
3. Domänen der Salienz: perzeptive Effekte der aktuellen Situation vs. gespeicherte Informationen aus dem Langzeitgedächtnis
4. Loci der Salienz: individuelle vs. soziale Mechanismen sowie deren Zusammenspiel
5. Manifestationen der Salienz: perzeptive, kognitive oder handlungsbezogene Effekte (sowie das Zusammenspiel mit Erwartungen, die an die Situation gerichtet sind – sowohl erwartete als auch überraschende Einheiten können je nach Kontext salient werden)

Ungeachtet der Plausibilität dieses Ansatzes steht eine praktikable Operationalisierung des Salienzbegriffs bislang noch aus. Hier sei also vorerst lediglich festgehalten, dass Frequenz nicht die einzige treibende Kraft hinter Sprachgebräuchen ist, womit Abweichungen von eingeschliffenen Mustern keine Regelverletzungen darstellen, sondern auf mögliche Entscheidungsprozesse hindeuten, die mit salienten Strukturen auf Form- oder Bedeutungsseite zusammenhängen.

2.3.3 *Entrenchment und Preemption*: unmögliche Konstrukte

Bislang wurde in erster Linie deutlich, wie und weshalb bestimmte sprachliche Äußerungen zustande kommen: Besonders frequente (Kombinationen von) Konstruktionen, situativ-intentional besonders angemessene oder dem Aufmerksamkeitsfokus der Sprecherin besonders zugängliche Strukturen werden produziert (und rezipiert) und wiederum je nach Häufigkeit oder Salienz graduell im Gehirn verfestigt. Umgekehrt bedeutet ein solcher Prozess aber immer auch eine Entscheidung *gegen* konkurrierende Einheiten, was die ebenso interessante Frage aufwirft, weshalb einige theoretisch ‚passende‘ Kombinationen von Konstruktionen nicht oder nur selten zustande kommen – und weshalb einige dieser Kombinationen von der Sprachgemeinschaft als kreativ, andere jedoch als inakzeptabel wahrgenommen werden (vgl. dazu Hoffmann 2020a, 2020b). Ein explizites Lernen ‚unmöglicher‘ Formen wäre weder ökonomisch, noch lässt es sich im Spracherwerb von Kindern belegen: Letztere produzieren zwar mitunter ungrammatische Äußerungen, werden aber erstens nicht immer systematisch von ihren Eltern korrigiert und decken damit zweitens nicht den gesamten Bereich aller ‚unmöglichen‘ Äußerungen ab. Diese von Bowerman (1988) als „no negative evidence problem“ bezeichnete Beobachtung diente häufig als Argument für die Annahme einer Universalgrammatik, jedoch lassen sich andere Erklärungen aus dem Zu-

sammenspiel der bereits geschilderten Mechanismen begründen und auch empirisch nachweisen.

Eine erste Erklärung liefert die relative Frequenz von Einheiten, die bereits als Grundlage für deren Assoziation untereinander vorgestellt wurde: Aus der Möglichkeit, relativ häufig (oder häufiger als erwartet) miteinander kombiniert zu werden, ergibt sich andersherum auch die Möglichkeit, relativ selten (seltener als erwartet) gemeinsam aufzutreten, was Stefanowitsch (2008) unter *Negative Entrenchment* fasst.²⁶ Kinder (bzw. Menschen generell) bilden demnach auf Basis des täglichen sprachlichen Inputs strukturierte kognitive Verbindungen, die sowohl besonders stark als auch besonders schwach sein können, wobei der Grad der Akzeptabilität mit dem Grad der Assoziation steigt. Analog zum positiven *Entrenchment* kann auch hier ein χ^2 -Test Aufschluss darüber geben, welche Strukturen signifikant seltener als bei zufälliger Verteilung erwartet miteinander kombiniert werden.

Eine zweite, damit in Verbindung stehende Erklärung bietet die *Statistical Preemption*, die sich aus der Konkurrenz zwischen funktional verwandten Konstruktionen ableitet: Wird eine bestimmte Konstruktion in bestimmten Kontexten gegenüber einer anderen bevorzugt, so leiten Hörer daraus eine funktionale oder semantische Differenzierung ab. Die präferierte Konstruktion wird als ‚treffender‘ empfunden, was sie in nachfolgenden Äußerungen schneller abrufbar macht und die Verwendung der jeweils anderen Konstruktion verhindert (vgl. z. B. Hoffmann 2013: 321; Boyd & Goldberg 2011: 60; Goldberg 2019: 61; 70). Im Fall irregulärer Formen lässt sich diese funktionale Differenzierung mit Langacker (2013: 234 f.) auch als besserer *Target Overlap* beschreiben, da die Bedeutung hier nicht kompositionell gebildet werden muss, sondern über die irreguläre Form direkt abrufbar ist; so kommt der **Stehler* i. d. R. nicht zustande, weil der *Dieb* ihm im Sprachgebrauch zuvorkommt (vgl. Schmid 2010b: 121). Wird die übergeneralisierte Variante dann dennoch gebildet, so wird über das evozierte Konzept auch die irreguläre, ‚passendere‘ Variante aktiviert, was die realisierte Form inakzeptabel erscheinen lässt. ‚Statistisch‘ ist dieser Mechanismus insofern, als er nicht in strikten Dichotomien wirkt, sondern über graduell variierende Wahrscheinlichkeiten, die auch Ausnahmen erlauben; „very occasional uses can be due to errors or the intentional flouting of norms for the sake of playfulness or memorability“ (Goldberg 2019: 86).

Mit beiden beschriebenen Prinzipien konnten jeweils in diversen Arbeiten empirische Verteilungen vorhergesagt und erklärt werden, weshalb sie hier nicht als *Entweder-oder*-Modelle zu verstehen sind, sondern als einander ergänzende Mechanismen, die die Sprachverarbeitung steuern, die Produktion erleichtern und sprachliches Wissen effizient strukturieren. Vergleichende Studien stellten überdies eine

²⁶ Goldberg (2019: 76) nennt dieses Prinzip *conservatism via entrenchment*.

hohe Korrelation zwischen beiden fest, wobei teilweise die Vorhersagekraft der *Statistical Preemption* im Vergleich leicht höher ausfällt (z. B. Ambridge et al. 2014: 238; Goldberg 2019: 122–128), teilweise aber auch die des (*Negative*) *Entrenchment* (z. B. Stefanowitsch 2008; Ambridge, Pine & Rowland 2012). Beide scheinen somit gleichermaßen nötige Voraussetzungen zu sein, um den Sprachgebrauch adäquat beschreiben zu können und die Wahrnehmung sprachlicher Strukturen als (in-)akzeptabel vorhersagen zu können.